

# Vaterliebe

-Bewildering City-

Sabrina Fackler

**Sabrina Fackler**

**Vaterliebe**

Aberystwyth, Mai 2018

Alle Rechte am Werk liegen beim Autor:

Sabrina Fackler

Cover: Jessica Auer

*Für meine Eltern  
Die immer dann für mich da sind, wenn ich  
es am dringendsten nötig habe!*

*Das Spiegelbild*

Schaust du mich an aus dem Kristall  
Mit deiner Augen Nebelball,  
Kometen gleich, die im Verbleichen;  
Mit Zügen, worin wunderbarlich  
Zwei Seelen wie Spione sich  
Umschleichen, ja, dann flüstere ich:  
Phantom, du bist nicht meinesgleichen!

Bist nur entschlüpft der Träume Hut,  
Zu eisen mir das warme Blut,  
Die dunkle Locke mir zu blassen;  
Und dennoch, dämmerndes Gesicht,  
Drin seltsam spielt ein Doppellicht,  
Trätest du vor, ich weiß es nicht,  
Würd' ich dich lieben oder hassen?

Zu deiner Stirne Herrscherthron,  
Wo die Gedanken leisten Fron  
Wie Knechte, würd' ich schüchtern blicken;  
Doch von des Auges kaltem Glast,  
Voll toten Lichts, gebrochen fast,  
Gespenstig, würd', ein scheuer Gast,  
Weit, weit ich meinen Schemel rücken.

Und was den Mund umspielt so lind,  
So weich und hülflos wie ein Kind,  
Das möcht' in treue Hut ich bergen;  
Und wieder, wenn er höhrend spielt,  
Wie von gespanntem Bogen zielt,  
Wenn leis' es durch die Züge wühlt,  
Dann möcht' ich fliehen wie vor Schergen.

Es ist gewiß, du bist nicht Ich,  
Ein fremdes Dasein, dem ich mich  
Wie Moses nahe, unbeschuhet,  
Voll Kräfte, die mir nicht bewußt,  
Voll fremden Leides, fremder Lust;  
Gnade mir Gott, wenn in der Brust  
Mir schlummernd deine Seele ruhet!

Und dennochühl' ich, wie verwandt,  
Zu deinen Schauern mich gebannt,  
Und Liebe muß der Furcht sich einen.  
Ja, trätest aus Kristalles Rund,  
Phantom, du lebend auf den Grund,  
Nur leise zittern würd' ich, und  
Mich dünkt - ich würde um dich weinen!

*-Annette von Droste-Hülshoff-*

## Prolog

„Verdammt.“

Sie starrte auf das Foto, das unter der Schlagzeile in der Zeitung prangte, und sprang abrupt auf die Füße. „Verdammt, verdammt, verdammt! Zur Hölle mit diesen Idioten! Was fällt ihnen ein ...?“

Sie marschierte in ihrer kleinen Zweizimmerwohnung hin und her, von der Küchenzeile zum Schlafzimmer und zurück. Die Enge, die ihr sonst beruhigend vorkam, half diesmal nicht; sie fühlte sich eingesperrt, sah die Wände auf sich zukommen und sehnte sich so stark nach der Weite der Berge, dass es schmerzte. „Was soll ich jetzt tun?“

Das war die entscheidende Frage. Noch vor weniger als zwei Jahren hätte diese Frage als sinnlos abgetan – es gab nur einen Weg. Jetzt ...

*Unsinn. Es mag vielleicht mehrere Möglichkeiten geben, aber die gab es damals auch schon. Ich habe mich entschieden und meine Meinung in der Zwischenzeit nicht geändert. Richtig?*

Der Gedanke, ihm wieder ins Gesicht zu sehen, war unerträglich. Damit war die Sache entschieden – eigentlich. Aber wieso schmerzte die Vorstellung, erneut ihre Zelte abzubrechen und sich auf den Weg zu machen, dann sosehr? Es war nur ein weiterer Umzug, einer von vielen. Nun, da ein Foto von ihr existierte, auf das er möglicherweise früher oder später stoßen würde, musste sie auch noch ihr Äußeres verändern. Welche Haarfarbe würde es dies-

mal sein – braun? Blond? Rot? Sie hatte es genossen, sie selbst zu sein.

*Sehr sogar.*

Aber eine Verkleidung war ein geringer Preis dafür, frei zu sein.

Das wiederholte sie immer wieder, wie ein Mantra, während sie den kleinen Schrank ausräumte und mit geübten Handgriffen die wenigen Wertsachen, die sie in den vergangenen Jahren angesammelt hatte, zusammensuchte. Sie stellte etwas überrascht fest, dass sie ihre Koffer suchen musste – sie hatte sich tatsächlich besser eingelebt, als sie sich selbst gegenüber hatte zugeben wollen.

*Nun ja, kein Wunder. Ich habe das Leben hier genossen.*

Sie verbannte die Trauer energisch aus ihrem Bewusstsein. Jetzt war keine Zeit dafür. Jetzt war es an der Zeit, sich aus dem Staub zu machen und ihre Spuren zu verwischen, so gründlich wie nur irgend möglich. Ihr war nur zu gut bewusst, dass er ein ausgezeichnete Fährtenleser war, wenn er etwas aufspüren wollte – und nach allem, was sie wusste, wollte er sie. Um jeden Preis.

*So etwas darf nie wieder passieren. Ein Foto in der Zeitung, verdammt!*

Ihrem Kopf war bewusst gewesen, dass sie ein Risiko einging. Sie hatte hoch gepokert ... und verloren. Aber wenn sie zurückdachte und sich vorstellte, sie hätte nichts getan – den Jungen verbluten lassen, dabei zugesehen, wie er elendig sein Leben



aushauchte, obwohl sie ihm helfen konnte ... Sie schaffte es nicht, sich einzureden, dass sie beim nächsten Mal anders handeln würde.

*Scheinbar hab ich doch mehr von diesem dummen Samariter in mir als gedacht, stellte sie selbstironisch fest. Soviel zum Thema, dass einem gute Taten auch gut vergolten werden. Da hört man einmal nicht auf seinen Verstand ... Und schon hat man den Salat.*

Sie seufzte und wandte sich langsam, widerwillig, den Bildern zu, die als einzige die kahle Wohnung schmückten.

*Wie um alles in der Welt soll ich das Sarabi, Liv und Miko erklären? Mera und Nico? Und, noch viel schlimmer: Was sage ich Al?*

Sie schüttelte energisch den Kopf und versuchte, die trübseligen Gedanken aus ihrem Kopf zu verscheuchen.

*Trauern kannst du, sobald du in Sicherheit bist. Jetzt nicht!*

Aber ausnahmsweise widersetzte ihr Herz sich ihrem Verstand. Sie dachte an die kleine, kurvige Schwester, die sie trotz ihrer durchgehend finsternen Miene immer angestrahlt hatte, und den schlaksigen, unbeholfenen Assistenzarzt, der sie mit einer Mischung aus sehr verständlicher Furcht und völlig unerklärlicher Ehrfurcht anstarrte. Das war immer das Schwerste: Die wenigen Leute, die sich gegen ihren Willen in ihr Herz geschlichen hatten, ohne ein Wort stehen zu lassen. Sie mochte nicht so wirken, aber sie hatte durchaus Ehrgefühl und An-

stand, auch wenn sie sich alle Mühe gab, das zu verbergen. Es war viel leichter, die Leute nicht zu mögen, wenn sie einen verabscheuten; abgesehen davon konnte sie Speichellecker nicht ausstehen. Aber sie hatte schon vor einiger Zeit feststellen müssen, dass diese Medaille eine Kehrseite hatte: Die wenigen Leute, die sich trotz aller schlechten Manieren, Arroganz und Unhöflichkeit nicht abschrecken ließen, hatten die schlechte Angewohnheit, sich heimtückisch in ihrem Gedächtnis einzunisten. Was wiederum zu besagtem schlechten Gewissen führte.

Sie seufzte. „Ich hätte mich mehr auf diese mentalen Übungen einlassen sollen.“

Vielleicht wäre sie dann in der Lage, ihre ewig kritische innere Stimme abzuwürgen. Oder zumindest etwas leiser zu stellen.

Sie packte gerade die wichtigsten Sachen in ihre Taschen, als das Handy klingelte. Es lag bereits neben dem Mülleimer. Sie griff danach, um es hineinwerfen, aber ihr Blick fiel auf das Display und sie zögerte.

Al.

*Wirf es weg, verdammt! Wenn du dich beeilst, erwischst du den nächsten Zug noch!*

Sie knurrte wütend und hob ab. „Ja?“

„Es gibt einen Notfall.“

*Sag es einfach. Es sind nur drei Worte: Ich. Kann. Nicht! Das ist doch nicht schwer!*

Sie atmete tief ein und versuchte, ihrem Verstand zu gehorchen. Sie musste absagen – jede Sekunde, die sie länger in der Stadt verbrachte, kostete sie weiteren Vorsprung.

Bilder von den Mädchen, Jungen und Frauen, denen sie bereits geholfen hatten, zuckten durch ihren Kopf. Wortlos – und doch viel stärker als die Stimme ihres Verstandes.

*Verflixt und zugenäht!*

„Wann und wo?“

Dumme Idee. Ganz, ganz, *ganz* dumme Idee!

Al antwortete ohne einen Hinweis darauf, dass sie ihr Zögern bemerkt hatte: „Heute Abend. Haus Nummer 13, Perovski-Straße. Es gibt einen Hintereingang, bei einer kleinen Gasse hinter der Häuserreihe. Dort musst du rein und das Kind rausholen. Eine Fünfzehnjährige.“

Sie atmete tief durch und machte einen letzten, halbherzigen Versuch, ihrem Verstand Folge zu leisten: „Sarabi und Himiko ...?“

„Haben eine Verhandlung beziehungsweise eine Vernissage. Ihre Abwesenheit würde zu sehr auffallen.“

*Verdammt!*

Sie ließ den Kopf nach hinten an die Wand fallen. „Okay. Wer bringt die Kleine weg?“

„Liv.“

Sie öffnete den Mund, um Mera als Ersatz vorzuschlagen ... und schloss ihn wieder. Mera lernte

schnell, aber sie war bei Weitem nicht erfahren genug, um so etwas durchzuziehen. Abgesehen davon, dass sie mehr als genug mitgemacht hatte in letzter Zeit – und eine Tochter hatte. Von Nico ganz zu schweigen.

*Verdammt.*

„Dann sehe ich sie heute Abend.“

Al legte auf und sie ließ sich an der Wand nach unten sinken.

*Was zum Teufel war das denn? Reicht eine hirnrissige, kopflose Aktion nicht? Du hast doch gesehen, wo das hinführt!*

Ja, hatte sie. Aber wenn Al eine Aktion als Notfall betitelte ... Sie hatte das erst zwei Mal erlebt, und beide Einsätze hatten die dramatische Bezeichnung „Rettung in letzter Sekunde“ mehr als verdient.

Sie starrte auf die fertig gepackten Koffer und versuchte, zumindest annähernd etwas Ordnung in das Chaos aus Gefühlen zu bringen, die durch sie hindurch wirbelten. Furcht, Nervosität und Ärger waren verständlich. Mehr als verständlich. Auch die Ungeduld, endlich in Bewegung zu kommen, war das. Aber die heimliche Freude? Das war bedenklich.

Sie sollte sich nicht darüber freuen, zumindest Liv noch einmal zu sehen. Und sie sollte definitiv nicht darüber nachdenken, bei einer gewissen Vernissage und beim Gericht vorbeizuschauen, um die zwei ebenfalls ...

*Schluss jetzt. Du kannst dir das nicht leisten. Der eine Tag ist schon zu viel Aufschub.*

Sie sah auf die Uhr.

*Wenn ich schnell bin, schaffe ich es noch rechtzeitig ins Krankenhaus.*

Verrückt.

*Verrückt, verrückt, verrückt.*

Sie warf sich ihren Mantel über, schnappte sich das Handy und den Wohnungsschlüssel und stürzte nach draußen.

## Kapitel 1

Im Krankenhaus erwartete Seph das reinste Chaos. Über ihren ganz persönlichen Sorgen hatte sie nicht den geringsten Gedanken daran verschwendet, was die Welt außerhalb ihres Orbits denn dachte; als sie aus dem Taxi stieg, stellte sie mit reichlich Verspätung fest, dass ihre eigene kleine Katastrophe ungeahnte Ausmaße annahm.

Menschen.

Mit Mikrofonen.

Und *Kameras*.

Angewidert schlug sie ihren Kragen hoch und umrundete die Menschenmenge, um sich an den Hintereingang zu schleichen – eine gute Idee, aber einer der Pressefritzen entdeckte sie und rief: „Doktor Black! Warten Sie! Wir hätten gerne ein Interview mit Ihnen persönlich über die Heldenaktion, die Sie ...“

Seph hörte nicht zu und marschierte mit langen, entschlossenen Schritten weiter. Die Reporter rann-ten ihr hinterher; sie verlängerte ihre Schritte noch ein wenig und blieb auch nicht stehen, als zwei Männer sie überholten und sich ihr in den Weg stellten. Sie drehte ihr Gesicht weg und glitt zwischen den beiden hindurch, ehe die Männer reagieren konnten. Dann erreichte sie den rettenden Eingang und knallte den Reportern die Tür vor der Nase zu. Zwei Schwestern starrten sie mit großen Augen an und Seph knurrte: „Wehe, auch nur einer

dieser Idioten kommt in die Nähe des OPs! Ich werde mich in diesem Fall persönlich dafür einsetzen, dass Ihrer beider Stellen hier anderweitig besetzt werden, verstanden?“

Sie konnte die Abneigung der Frauen sehen, die bei dieser Drohung noch heller aufloderte, aber es war ihr einfach nur egal. Statt sich weiter mit den beiden auseinander zu setzen marschierte sie in Richtung ihres kleinen Büros – das würde sie auch vermissen. Glücklicherweise hatte sie nichts Wichtiges hier; abgesehen von einem kleinen Rucksack mit Notgroschen und überlebensnotwendigen Dingen, falls sie sofort verschwinden musste. Den würde sie jetzt, da sie ohnehin hier war, noch mitnehmen.

Seph unterdrückte ein Gähnen. Die schlaflose Nacht machte sich langsam bemerkbar ...

Vielleicht konnte sie ja zwischendurch einmal Pause machen?

„Ach, da sind Sie ja, Doktor Black!“

Sie wandte sich um und erblickte Schwester Mary.

„Wir haben einen Notfall. Kommen Sie, in Saal Drei.“

*Schätze, die Pause kann ich vergessen.*

Nach der Operation stand noch eine Besprechung an, der sie mit sehr gemischten Gefühlen beiwohnte. Es war heuchlerisch, so zu tun, als hätte sie tatsächlich vor, noch länger zu bleiben, aber sie

konnte auch nicht einfach sagen, dass sie ging – zu viele Fragen, zu viel verschwendete Zeit. Nein. Sie musste wohl oder übel in den sauren Apfel beißen. Dennoch schmerzte ihr Magen von den ganzen Halbwahrheiten und Lügen, als sie schließlich den Konferenzraum verließ und sich in eine abgelegene Ecke verzog – nur für ein paar Minuten. Dann stand ohnehin die nächste OP an.

Sie schloss die Augen und lehnte einen Moment lang erschöpft den Kopf an die Wand.

*Noch eine Operation. Und heute Abend, nach der ganzen Arbeit, dann noch ...*

„Doktor Black! Haben Sie noch schnell Zeit für ein Interview?“

*Nicht schon wieder!*

Sie schlug die Augen wieder auf und warf dem Idioten einen entnervten Blick zu. „Zum letzten Mal: Ich *gebe* keine Interviews!“

Damit marschierte sie davon und würdigte weder die Reporter noch ihren erschrockenen Assistentenarzt eines Blickes. In Gedanken versunken lief sie um die Ecke – und prallte gegen jemanden.

„Hey!“

Sie taumelte zurück und starrte den Mann an, der sie beinahe über den Haufen gerannt hätte. „Passen Sie doch auf, Herrgott nochmal! Haben Sie keine Augen im Kopf?“

Mit einem wütenden Blick auf den Unbekannten sammelte sie ihr Klemmbrett wieder ein und stürm-



te weiter, bevor die nervigen Pressefritzen sie wieder einholen konnten.

Drei Operationen und mehrere nervenzehrende Patientengespräche später ging Seph endlich in Richtung Ausgang – taumeln traf es wohl eher. Ihr Gehirn fühlte sich an wie durchgekaut, runtergeschluckt, wieder hochgewürgt und erneut gekaut. *Ich will einfach nur ins Bett.*

Starke Hände packten sie an den Oberarmen. Seph sah auf, ein wenig verzögert in ihren Reaktionen durch die Müdigkeit, ehe sie sich gegen den Griff wehrte. „Lassen Sie los.“

Es war der Tollpatsch, der zuvor in sie hineingerannt war. Sie warf ihm einen finsternen Blick zu und ruckte erneut an ihren Handgelenken, heftiger diesmal. Er ließ sie gehen und sie setzte sich wieder in Bewegung – der Ausgang war nicht mehr weit entfernt.

„Hey. Warten Sie.“

Sie hörte die Worte, konnte aber keinen Sinn dahinter entdecken.

„Ich muss mit Ihnen reden. Hätten Sie ein paar Minuten? Heute Morgen waren Sie leider zu schnell weg.“

Seph blinzelte müde und hielt sich am Geländer der Treppe fest, um sicheren Fußes unten anzu- kommen. Ihr Gehirn analysierte wie ein Computer ihren Zustand – sie war übermüdet, erschöpft, hatte die Grenzen ihrer Belastbarkeit überschritten.

Zum dritten Mal in dieser Woche.

„Es tut mir Leid, dass ich vorhin so in Sie hineingerannt bin. Sagen Sie – hätten Sie noch Lust auf einen Drink?“

Seph spürte, wie ihr die Augen zufielen und riss sie gewaltsam wieder auf. Dann schloss ihr Verstand zu ihr auf – ein Drink?

„Vergessen Sie es.“

Sie war nicht gereizt. Wenn sie nicht bald – also innerhalb der nächsten Stunde – in ihr Bett oder den Zug, wo sie schlafen konnte, kam, würde sie entweder völlig ausflippen oder ohnmächtig werden. Beides eine schlechte Idee.

„Wieso denn? Zu gewöhnlich für die Superheldin?“

*Superheldin.*

*Ich hasse diesen verdammten Quatsch.*

Die Wut durchbrach den Nebel der Müdigkeit mit Wucht. Seph blieb so abrupt stehen, dass der Mann fast über sie stolperte; sie starrte ihn aus zu schmalen Schlitzzen zusammengekniffenen Augen an und fauchte: „Halten Sie verdammt noch mal den Mund! Nein, ich gehe nicht mit Ihnen aus, nein, ich gebe keine Interviews, nein, ich habe kein Interesse an einem wie auch immer gearteten Gespräch! Und wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden – ich habe einen Termin!“

*Mit meinem Bett.*

Damit kratzte sie die letzten Energiereserven zusammen, drehte sich ruckartig um und stolzierte

über die Treppe davon. Eine Gruppe Schwestern verließ ebenfalls gerade das Krankenhaus; die Frauen hielten ihr in einer spöttischen Geste die Flügeltüren auf, aber sie war zu müde, um sich daran zu stören. Stattdessen winkte sie das erstbeste Taxi herbei und ließ sich auf den Rücksitz fallen. „Pirovski-Straße, bitte. Lassen Sie mich einfach an der Kreuzung raus.“

Sie warf keinen Blick zurück.

Daniyar starrte der hochgewachsenen Frau hinterher, die ihn gerade so unverblümt abgewürgt hatte. Sie schien sich einen feuchten Kehricht um Höflichkeitsregeln zu scheren – die abfälligen Kommentare ihrer Kollegen kamen ihm wieder in den Sinn. Allerdings hatte er keine große Wahl; er musste mit ihr reden. Hätte er schon längst. Und so wie es aussah, bedeutete das, dass er sie verfolgen musste.

Mit einem Seufzer schlenderte er aus dem Krankenhaus, froh, dem Geruch nach Krankheit und Tod zu entkommen, und sah gerade noch, wie die Ärztin ohne Manieren in ein Taxi stieg. Mit einem erneuten Seufzer winkte er den nächsten Fahrer heran und meinte: „Folgen Sie dem da vorne, bitte.“

Der Fahrer, ein älterer Herr mit schütterem Haar, drehte sich mit hochgezogener Augenbraue um – und blinzelte angesichts der Marke, die Daniyar ihm unter die Nase hielt. „Wie Sie wünschen.“

Er sah aus dem Fenster, während der Mann mit erstaunlicher Sicherheit dem anderen Taxi folgte. Als sie allerdings nach Westen fuhren, stutzte er – ihre Wohnung lag in der entgegengesetzten Richtung. Was wollte sie um diese Uhrzeit noch in dieser Gegend? Die dunklen Schatten unter ihren Augen, vom Makeup nur dürftig verdeckt, kamen ihm wieder in den Sinn. Sie hatte ausgesehen, als würde sie eine Mütze voll Schlaf benötigen, gefolgt von einer ordentlichen Mahlzeit.

*Es sollte verboten sein, dass so jemand als Vorbild für junge Mädchen herumläuft.*

Sie stieg an einer Straßenecke aus, die ihm vage bekannt vorkam, und marschierte los, ohne sich umzusehen. Der Taxifahrer zog eine Braue hoch, als Daniyar ebenfalls ausstieg, verlor angesichts des Trinkgeldes jedoch kein Wort.

Daniyar schlug seinen Mantelkragen hoch und folgte der Ärztin.

Sie folgte der Straße zielstrebig. Als sie in eine kleine Seitengasse abbog, hätte er sie beinahe verloren – beinahe. Er hatte sich etwas zurückfallen lassen, falls sie sich doch umdrehen sollte; nun holte er wieder auf, um sie nicht doch noch zu verlieren. Ihr Gang hatte sich verändert – von dem Schwung, der Energie und der Zielstrebigkeit war nur noch Zielstrebigkeit geblieben. Jetzt, wo er genauer darüber nachdachte ... Sie hatte nicht gerade fit gewirkt, als er sie in der Eingangshalle angesprochen hatte.

Ganz im Gegenteil – was auch immer sie wach hielt, es musste wichtig sein.

Er tauchte aus seinen Gedanken auf, als sie vor einer kleinen Tür stehen blieb, die die meisten Leute wohl übersehen hätte. Daniyar wanderte im Kopf den gesamten Weg, den sie gekommen waren, zurück und stellte fest, dass sie sich auf der Rückseite einiger Mittelklasse-Häuser befinden mussten.

Er hatte keine Ahnung, warum sie zu nachtschlafender Zeit in einer finsternen Gasse hinter diesen Gebäuden herumschlich, anstatt einfach auf der Frontseite zu klingeln, aber seiner Erfahrung nach war das selten ein gutes Zeichen.

Er hielt im Schatten eines anderen Hauses an und beobachtete, wie sie vorsichtig die Klinke hinunterdrückte. Vergeblich. Irgendwie faszinierte ihn dieses Unternehmen ... Bei seinen üblichen Aufträgen war er nicht halb so amüsiert von den Bemühungen der Verdächtigen. Dachte diese Frau ernsthaft, in dieser Umgebung, zu dieser Zeit, eine offene Tür zu finden?

Halb in der Erwartung, dass sie jetzt beginnen würde, das Schloss zu beschimpfen, lehnte Daniyar sich gemächlich an die Mauer – und traute seinen Augen nicht, als die Ärztin mit einer fließenden Bewegung in die Knie ging, etwas aus ihren Haaren zog und ...

*Das kann nicht sein.*

Aber es war unmöglich, diese Szene zu verwechseln: Sie brach in das Haus ein. Mit einer *Haarnadel*.

Er schüttelte fassungslos den Kopf.

*Ich bin im falschen Film gelandet.*

Die Frau erhob sich, wenn auch nicht ganz so fließend wie zuvor; er glaubte ein paar Worte zu verstehen: „Verdammte Sondereinsätze.“

*Was, bitte schön, soll das denn heißen?*

Immerhin ließ sie die Tür offen, als sie im Haus verschwand. Damit ersparte er es sich, seinen Dietrich zu zücken ...

Stattdessen glitt Daniyar in die Schatten und folgte dieser Frau, die von Sekunde zu Sekunde rätselhafter wurde.

## Kapitel 2

Seph unterdrückte ein Gähnen, als sie den Flur des fremden Hauses entlang ging und dabei auf verdächtige Geräusche lauschte. Sie sollte eigentlich längst im Zug sitzen und dieser Stadt den Rücken kehren. Stattdessen schlich sie zum wiederholten Male in irgendeinem Hinterhaus herum.

*Zumindest damit werde ich mich wohl nicht mehr herumschlagen müssen.*

Der Gedanke stimmte sie eher traurig. Unwillkürlich dachte sie an die anderen – Sarabi, Liv, Himiko und Mera, Pip und Nico. Und natürlich Al – sie würde nie vergessen, was die junge Frau ihr in den letzten Jahren beigebracht hatte. Das Wissen, sie alle nie wieder zu sehen, schmerzte unerwartet heftig.

Sie blinzelte und zwang sich, in die Gegenwart zurückzukehren.

*Dieser letzte Job, dann die Zugfahrt und endlich, endlich, schlafen.*

Ein leises Geräusch ließ sie aufhorchen. Sie verharrte und sah nach oben – direkt in ein großes, blasses Gesicht, das schräg über ihr schwebte. Seph erwiderte den bangen Blick des Mädchens ruhig und meinte nahezu lautlos: „Komm.“

Drei Sekunden vergingen, ehe ihr Gegenüber blinzelte und mit einem ängstlichen Blick den Flur hinunter aufstand. Sie wartete reglos, bis das Mädchen die Treppe herabkam – und biss sich auf die

Lippe, als sie die Spuren in ihrem Gesicht sehen konnte. Das wenige Licht, das aus dem Raum am Ende des Flures kam, reichte gerade aus, um das blaue Auge und die Male am Hals zu erkennen. Sie streckte die Hand aus, aber das Mädchen schüttelte den Kopf. „Benny!“

Ihr heiseres Flüstern war kaum zu verstehen. Seph brauchte einen Moment, dann fragte sie: „Benny?“

Die Fünfzehnjährige schluckte deutlich. „Mein Bruder.“

Sie warf einen ängstlichen Blick nach oben. „Er schläft schon.“

*Na toll.*

Seph überlegte, aber es gab eigentlich keine große Wahlmöglichkeit. Sie beugte sich vor und raunte dem Mädchen ins Ohr: „Hol ihn, so schnell es geht. Falls dein Vater rauskommt ...“ *Warte ich draußen*, hatte sie sagen wollen, aber der Ausdruck auf dem Gesicht der Kleinen ließ sie verstummen. Seph atmete resigniert aus. „Beil dich einfach. Na los!“

Die Locken flogen, als das Mädchen herumwirbelte und leise die Treppe hinaufhuschte. Seph wartete ungeduldig; sie lauschte dem unverständlichen Rauschen des Fernsehers und betete, dass der Vater der Kinder eingeschlafen war. Oder so gefesselt von der Handlung der hoffentlich spannenden Serie, dass er absolut nichts mitbekam.

Fast schien es, als würden ihre Gebete erhört. Das Mädchen kam wieder herunter, einen schlafen-



den Jungen auf dem Arm. Er war sicher noch keine sechs, sieben Jahre alt; dennoch musste sie ordentlich schleppen. Seph schluckte die Worte hinunter, die ihr auf der Zunge lagen; sie konnte der Kleinen die Last nicht abnehmen, da sie sonst kampfunfähig war. Und irgendwer musste fähig sein, die beiden zu beschützen, wenn es darauf ankam.

Sie winkte in Richtung des Ausgangs. Das Mädchen warf einen nervösen Blick zurück und hastete den Flur entlang; Seph verkniff sich eine Ermahnung, lieber langsam zu machen, nicht, dass ...

*KLIRR!*

Seph fluchte leise und versetzte dem vor Schreck erstarrten Mädchen einen Stoß. „Los! Raus mit euch. Renn Richtung Norden ... Nach rechts, verstanden? Da wartet ein schwarzes Auto mit einer Frau am Steuer, die euch in ein sicheres Versteck bringen wird. Schau dich nicht um, egal was passiert!“

Sie drängte das Mädchen währenddessen bereits weiter. Die Geräusche hinter ihr gefielen ihr nicht – in ihrer jetzigen Verfassung hatte sie eigentlich keine Lust auf eine Auseinandersetzung.

Eine Tür öffnete sich. „Was zum Teufel ...?“

Ihre Hoffnung, dass der Mann nicht besonders schnell schaltete, löste sich in Luft auf, als in weniger als zwei Sekunden die Tür ins Schloss fiel und schwere, schnelle Schritte ihnen folgten. Zu allem Überfluss wachte auch noch der kleine Junge in ge-

nau diesem Moment auf; er zappelte schlaftrunken in den Armen seiner Schwester und fragte mit heller, viel zu lauter Stimme: „Recca? Was ist los?“

Ein Fluch hinter ihr nahm Seph die Entscheidung ab, was sie jetzt tun sollte. Sie hatten immerhin den Ausgang erreicht; sie schob das Mädchen energisch Richtung Straße und zischte: „Renn. Jetzt.“

Dann drehte sie sich um und versperrte dem Vater den Weg.

„Was geht hier vor?“

Ein Meter neunzig aus Muskeln und Sehnen kam mit finsterer Miene auf sie zu. „Was haben Sie in meinem Haus verloren? Und wo sind meine Kinder?“

Sie wusste, dass es klüger war, den Mund zu halten. Also beschränkte sie sich darauf, langsam zurückzuweichen und so gut es ging die beiden flüchtenden Gestalten von seinen Blicken abzuschirmen. Sie musste jedoch einen Fehler gemacht haben – plötzlich wandelte der Ausdruck auf seinem Gesicht sich über Überraschung hin zu blanker Wut, er packte sie bei den Schultern und stieß sie zur Seite. Der Trainingseffekt setzte ein; sie nutzte den Schwung und drehte sich, packte den Mann von hinten und hängte sich mit vollem Gewicht an ihn. Mit einem Grunzen schüttelte er sie ab; sie duckte sich unter einem Hieb hinweg und nutzte den Arm für einen Hebel. Seph erwischte ihn nicht zu hundert Prozent; er versuchte, sie mit sich zu Boden zu reißen und sie kämpfte verzweifelt um die Ober-

hand. Dann war er endlich unten und fixiert; sie blies sich eine Strähne aus dem Gesicht und keuchte: „Lassen Sie es. Ihre Kinder sehen Sie nie wieder.“

Sie hatte ihn sicher. Wusste, dass die Gefahr gebannt war, zumindest vorerst – und erschrak deshalb fast zu Tode, als eine gedehnte Stimme aus dem Dunkeln erklang: „Was macht Sie da so sicher, Doktor?“

Ihre Aufmerksamkeit verlagerte sich nur für einen kurzen Moment, aber das war genug für den Mann, sie abzuwerfen. Seph flog durch die Luft und hatte gerade noch Zeit, um *Verdammt* zu denken, ehe sie in die Hauswand krachte. Irgendwo in der Ferne quietschten Reifen – gut.

Ihr Kopf dröhnte. Sie öffnete den Mund, schnappte nach Luft und bekam keine. Panik breitete sich in ihr aus, rasend schnell; sie rang verzweifelt nach Atem und sah helle Funken in der Dunkelheit aufblitzen. Dann rammte etwas ihre Seite. Sie krümmte sich, instinktiv, aber der nächste Hieb – nein, Tritt – traf ebenso zielsicher. Schmerz explodierte in ihrem Bauch; sie wollte schreien, aber es kam nur ein gurgelnder Laut heraus. Irgendwo schrie jemand an ihrer Stelle; sie rang immer panischer nach Atem und dann kam ein weiterer Tritt.

Dunkelheit überrollte sie.

### Kapitel 3

Daniyar zog den bulligen Mann von der ohnmächtigen Frau weg und schüttelte ihn heftig. „Sind Sie noch bei Sinnen?“

Der andere machte Anstalten, nun auf ihn loszugehen. Daniyar hatte nicht übel Lust, das Ganze mit den Fäusten auszutragen, aber es gab Wichtigeres zu tun. Er zückte wortlos seine Marke, was den Mann stolpernd zum Stehen brachte, und kniete neben der bewusstlosen Frau nieder. Es war zu dunkel, um etwas Genaueres zu erkennen; er zog sein Handy und wählte den Notruf. Als er die Fragen zur Zufriedenheit der Frau in der Leitung beantwortet hatte, stand der Mann noch immer neben ihm und starrte finster auf die Ärztin. „Was zum Henker schafft dieses Weib mit meinen Kindern?“

*Das wüsste ich auch gerne.*

Dann verfinsterte die Miene seines Gegenübers sich. „Na, sie ist in mein Haus eingebrochen. Schätze, wenn die Schlampe aufwacht, wird sie sich wünschen, ich hätte stärker zugeschlagen.“

Daniyar biss die Zähne zusammen und beherrschte sich. Es brachte nichts, diesen Mann von seiner eigenen Medizin kosten zu lassen. Damit halste er sich nur unnötigen Papierkram auf. Er wählte eine andere Nummer und forderte einen der Männer, die er in den letzten Tagen kennen gelernt hatte auf, sich unverzüglich hier einzufinden. Sein Tonfall unterband jeglichen Protest effektiv – so-

wohl vonseiten des Polizisten als auch vonseiten des Mannes, dem nun langsam aufging, dass seine Tat nicht ganz ohne Konsequenzen bleiben würde. Daniyar brachte ihn mit einem scharfen Blick zum Schweigen und wandte sich wieder der Frau zu. Sie lag völlig reglos ... Er biss sich auf die Lippe und wand sich aus seiner Jacke, um sie um sie zu drapieren. Es mochte keinen großen Schutz vor der Kälte bieten, aber immerhin besser als nichts. Den Mann zurück in sein Haus nach einer Decke zu schicken wagte er nicht.

Es dauerte gefühlte Ewigkeiten, bis er die Sirene des Krankenwagens vernahm; er stand auf – und zuckte erschrocken zusammen, als ihn etwas am Knöchel packte. Dann erkannte er, dass sie es war. „Gott sei Dank. Du bist aufgewacht.“

Die Ärztin blinzelte und richtete sich auf, ohne seinem Protest auch nur die geringste Achtung zu schenken. „Was ...?“

Dann fiel ihr Blick auf den Mann und ihre Miene verzog sich zu einem finsternen Ausdruck. Mit zusammengepressten Lippen versuchte sie, aufzustehen, aber sofort wich ihr alle Farbe aus dem Gesicht und sie sackte mit einem unterdrückten Schmerzlaut zurück auf den Boden. Daniyar fluchte. „Verdammt, halt doch still. Der Krankenwagen muss jede Sekunde da sein.“

Ihr Blick schnellte zur Straße, wo in diesem Moment das ersehnte Blaulicht auftauchte. Ihre Miene wurde, wenn möglich, noch finsterner; sie schleuder-

te ihm einen wütenden Blick zu und fauchte: „Welcher Idiot hat *die* denn gerufen?“

Daniyar betrachtete sie mit ausdrucksloser Miene. „Das war ich.“

Sie schien nicht im Mindesten peinlich berührt. „Na toll. Dann darf ich mich damit auch noch herumschlagen.“

Sie versuchte erneut, sich aufzurichten, langsamer diesmal. Es musste mehr als schmerzhaft sein, aber sie schaffte es bis zum Stehen – mehr schlecht als recht. Daniyar konnte nicht länger zusehen; er machte einen Schritt auf sie zu und hob sie kurzerhand auf die Arme. Er hatte wütendes Gekeife erwartet oder zumindest einen mörderischen Blick, aber sie wurde nur kalkweiß und kniff die Augen zu. Verbiss sich jeden Laut. Er hätte ihr die Schmerzen gerne erspart, aber das war unmöglich; er bemühte sich, so vorsichtig wie möglich zu gehen und wehrte die Sanitäter ab, die sie ihm abnehmen wollten. Einer meinte vorwurfsvoll: „Sie sollten sie doch nicht bewegen!“

Er schnaubte. „Erklären Sie ihr das doch bitte selbst.“

Die Frau in seinen Armen öffnete ein Auge und machte den Sanitäter, als er dumm genug war, das tatsächlich zu versuchen, in weniger als einer halben Minute so fertig, dass seine Lippen bebten. Daniyar setzte gerade dazu an, den armen Mann in Schutz zu nehmen, als er ihr Zittern bemerkte – sie war keineswegs so fit, wie sie sich gab. Vielleicht

gab es ihr Kraft, andere Leute zur Schnecke zu machen? Als er sie auf die Trage legte, entfuhr ihr ein leiser Schmerzlaut, der ihm unerwartet stark unter die Haut ging; ehe er sich eines Besseren entsinnen konnte, wandte er sich an den Sanitäter: „Kann ich mitfahren?“

Der Mann starrte ihn ungläubig an, die Gedanken deutlich auf die Stirn geschrieben: Welcher halbwegs gesunde Mensch wollte freiwillig eine Sekunde länger als nötig mit diesem Biest verbringen?

*Das wüsste ich auch gern.*

Allerdings ließ sie die Giftspritze auf der Fahrt weitestgehend stecken – die Verletzungen mussten schlimmer sein als gedacht.

Dann waren sie am Krankenhaus angekommen und ihre Bahre wurde ausgeladen. Ein großgewachsener Mann erwartete sie bereits; er wies sich als Arzt aus und schenkte den Sanitätern ein gönnerhaftes Lächeln. „Vielen Dank, meine Herren. Ab hier übernehme ich.“

Daniyar hatte das Gefühl, diesen Mann bereits einmal gesehen zu haben, aber jeder Gedanke in diese Richtung verlor sich im selben Moment, in dem er aufgetaucht war: Sein Blick fiel, eher zufällig, auf die Ärztin und so bekam er als Einziger mit, wie ihr Gesicht schlagartig den letzten Rest Farbe verlor. Sie starrte wie alle anderen den Mann an, aber der Ausdruck in ihren Augen ...

Daniyar versuchte, einen Grund für das mulmige Gefühl zu finden, das ihn plötzlich befiel, aber vergeblich. Was war hier los?

Im nächsten Moment schob einer der Sanitäter ihn mit einer gemurmelten Entschuldigung zur Seite und er verlor die Frau aus den Augen. Kopfschüttelnd starrte Daniyar dem kleinen Tross nach, bis er im Krankenhaus verschwunden war, ehe er sich abwandte – anscheinend würde es doch noch eine Weile dauern, bis er die aufsässige Ärztin befragen konnte.

Aber warum fühlte er sich so unbehaglich?

Er schlenderte mit in den Taschen vergrabenen Händen zurück in Richtung seines Wagens. Diese Frau war seltsam. Er hatte genügend Geschichten über sie gehört, um sich ein ziemlich genaues Bild malen zu können, was er auch getan hatte.

Und womit er völlig falsch lag.

Ja, er konnte die Hochnäsigkeit sehen. Die Arroganz, mit der sie sich umgab wie einem Schild. Aber irgendwas an diesem so perfekt geschliffenen Bild störte ihn. Die Tatsache, dass sie die Kinder vorgeschickt und den Mann aufgehalten hatte, zum Beispiel. Ihre schweigende Akzeptanz der Schmerzen – sie hatte sich jeden noch so kleinen Laut verkniffen, was zwar sicher an ihrem Stolz lag, aber nichtsdestotrotz von einer gewissen Tapferkeit zeugte.

Und dann natürlich dieser Blick. Daniyar wehrte sich dagegen, aber schließlich blieb ihm nichts an-



deres mehr übrig, als stehenzubleiben und sich einzugestehen, was er in ihren Augen gesehen hatte: Panik.

Nackter Horror.

„Verflixt noch eins!“

Mit ein paar halblaut gemurmelten Flüchen zog er die Tür seines Wagens auf. Er würde den Kollegen einige Erklärungen geben müssen, aber wenn sein ungutes Gefühl anschließend noch nicht verschwunden war, würde er nachsehen, ob er ihr einen Besuch abstatten konnte.

Es verschwand nicht.

Im Gegenteil, es wurde immer stärker. Bis er schließlich so hibbelig war, dass er nach der Aussage nicht zu der kleinen Mietwohnung fuhr, sondern zurück zum Krankenhaus – hart an der Geschwindigkeitsgrenze.

Die Dame an der Rezeption schenkte ihm ein etwas müdes Lächeln. „Wen wollen Sie denn um diese Zeit noch besuchen?“

Er räusperte sich. „Eine Frau. Sie war in einen Vorfall verwickelt, bei dem ich Zeuge wurde. Ich möchte mich nur vergewissern, dass es ihr den Umständen entsprechend gut geht.“

Die Rezeptionistin starrte ihn ungläubig an. „Um zwei Uhr morgens?“

Er schenkte ihr ein entschuldigendes Lächeln. „Ich fürchte, mein Gewissen lässt mir keine Ruhe.“

Glauben Sie mir – ich war bereits auf dem Heimweg.“

Sie schien sich nicht ganz sicher zu sein, ob es ihm Ernst war oder er sie zum Narren halten wollte. „Und wie heißt die Geheimnisvolle?“

„Persephone Black.“

Sie starrte ihn an.

„Sie wollen den Drachen sehen?“

Als er darauf nicht antwortete, öffnete sie den Mund. Überlegte es sich anders, schloss ihn wieder und schüttelte mit fest zusammengepressten Lippen den Kopf, während sie in ihrem Computer suchte.

„Flügel D, dritter Stock, Zimmer dreihundertelf.“

Daniyar erwog einen Moment lang, sie nach dem Ursprung für den Spitznamen zu fragen, entschied sich dann jedoch dagegen. Kein Grund, die Sache unnötig in die Länge zu ziehen.

Um diese Uhrzeit war das Krankenhaus ein recht ruhiger Ort. Er wanderte leise durch die Flure, bis er ihr Zimmer erreichte, streckte die Hand nach der Klinke aus ... und hielt inne.

Irgendetwas stimmte nicht.

Er verharrte unschlüssig einen Moment und lauschte.

Gerade, als er dachte, sich vertan zu haben, hörte er es erneut.

Stimmen.

*Offenbar bin ich nicht der Einzige, der zu dieser späten Stunde noch Krankenbesuche macht.*

Daniyar bereute es mit einem Mal, seine Waffe nicht bei sich zu haben. Der kleinen Tafel nach zu urteilen, die neben der Tür angebracht war, lag in diesem Zimmer nur die unfreundliche Ärztin. Es war vermutlich paranoid, zu erwarten, dass sie jemanden bei sich hatte, der ihr entweder zur Flucht verhalf oder sie zum Schweigen bringen wollte, aber ...

Er hatte die verrücktesten Dinge erlebt in seinem Job. Entgegen der Vorstellung, die viele im Büro von seiner Abteilung hatten, bestand sein Alltag nicht nur aus Arbeit am Computer. Er wusste sehr wohl mit seiner Waffe umzugehen und war häufiger im Außeneinsatz als irgendeiner der „richtigen“ Agenten sich je zu träumen gewagt hätte.

Lautlos drückte er die Klinke hinunter und schob die Tür einen winzigen Spaltbreit auf, sodass er die Worte verstehen konnte.

„ ... dich verstecken, wie? Ach, Penny. Du hättest dir doch denken können, dass das auf die Dauer unmöglich ist.“

Hätte Daniyar noch Zweifel an seinem Instinkt gehabt, so hätten diese Worte sie aus dem Weg geräumt. Er glitt leise durch den schmalen Spalt ins Zimmer, nachdem er sich vergewissert hatte, dass niemand die Tür beobachtete. Eine Gestalt stand an der schmalen Liege, wandte ihm aber den Rücken

zu und war vollkommen auf die reglose Frau in den Laken fixiert.

„Du bist wirklich wie deine Mutter, meine Liebe. In jeder Hinsicht.“

Der anzügliche Unterton ließ Daniyar angewidert das Gesicht verziehen.

„Lass Mama aus dem Spiel.“

Die Stimme der Ärztin klang vollkommen emotionslos. „Es reicht, dass du ihr das Leben zur Hölle gemacht hast.“

Der Mann lachte, ein warmes, verständnisvolles Geräusch. „Penny, Penny. Gibst du mir etwa immer noch die Schuld an ihrem Tod? Deine Mutter starb an Herzversagen. Ich habe ...“

„... sie umgebracht.“

Daniyar hielt sein Handy etwas höher, um den Ton besser aufnehmen zu können. Er hielt sich dicht an der Wand, während er hinter den piepsenden und blinkenden Gerätschaften Deckung suchte und angestrengt nach einer Waffe Ausschau hielt.

„Penny, das ist Unsinn. Sieh es doch ein. Du benimmst dich wie ein kleines, trotziges Kind. Lass die Eskapaden sein und komm nach Hause, ja?“

Die Frau blieb einen langen Moment stumm. Als sie wieder sprach, schwang zum ersten Mal so etwas wie ein Gefühl in ihrer Stimme mit – absoluter Unglauben. „Soll das ein Witz sein? Ich fürchte, du hast es in dieser Kunst nicht weit gebracht, *Doktor*.“

Daniyar war sich mittlerweile relativ sicher, dass der Mann unbewaffnet war. Jetzt allerdings wandte

er sich vom Bett ab und trat zu den Apparaturen, um eine Injektion vorzubereiten. „Gib auf, Penny. Du hast verloren.“

Er lächelte gütig in ihre Richtung. „Du wirst jetzt eine Weile schlafen – und wenn du wieder aufwachst, sind wir beide wieder zuhause. Wo du hingehörst. Keine Sorge, ich passe auf dich auf.“

Die Frau knurrte und wand sich im Bett, schaffte es aber nur, die Laken abzustrampeln – und plötzlich erkannte Daniyar, weshalb sie sich davor nicht geregt hatte.

Sie war an die Liege gefesselt.

*Ich habe ja schon einiges gesehen, aber das kommt definitiv unter die Top Ten.*

Der Mann legte ihr mit geübten Bewegungen eine Infusion, ohne auf ihre heftige Gegenwehr zu achten. „Na, na, Penny! Tu dir doch nicht weh.“

Er kontrollierte ein letztes Mal die Einstellungen der Geräte und warf sich dann mit einem unmelodischen Pfeifen einen Arztkittel über die Schulter. „Bis später, meine Liebe. Schlaf gut und ruh dich aus – du wirst zuhause all deine Kräfte brauchen.“

Er leckte sich die Lippen und musterte sie unverhohlen gierig. „Ich habe viel zu lange auf dich verzichten müssen.“

Die Frau gab ihre Gegenwehr auf und blieb reglos liegen, ohne ihn eines Blickes zu würdigen.

Der Mann lachte leise und ging zur Tür.

Daniyar wartete, bis er den Raum verlassen hatte. Sobald die Schritte auf dem Flur verklungen wa-

ren, verließ er sein Versteck in den Schatten und eilte ans Bett.

Die Ärztin stieß ein ersticktes Geräusch aus, als sie ihn erblickte. „Das wurde aber auch Zeit. Wie lange wollten Sie sich noch Zeit lassen?“

Daniyar blinzelte unwillkürlich und sie fauchte: „Machen Sie die Infusion ab, Sie Trottel!“

Er war so verblüfft von ihrem Tonfall, dass er gehorchte. Sie wand sich in der Zwischenzeit in ihren Laken; er öffnete den Mund, um ihr zu sagen, dass sie warten sollte, schloss ihn aber wieder.

Sie würde ihn ja doch nur wieder anpfeifen.

Als er die Nadel vorsichtig aus ihrem Arm gezogen und auf das Nachtkästchen gelegt hatte, wandte er sich wieder der Liege zu, um sie von den Fesseln zu befreien.

Nur um festzustellen, dass sie sich doch nicht sinnlos gewunden hatte.

Ihre dunklen Haare fielen offen und zerzaust über das dünne grüne Hemd, das sie nur spärlich bedeckte. Unwillkürlich korrigierte Daniyar seinen früheren Eindruck – sie mochte kein Schwergewicht sein, aber das Magergerippe war nur eine von ihren ungünstig gewählten Klamotten erweckte Illusion gewesen.

Als sie ihre Beine über die Bettkante schwang und aufstehen wollte, wäre sie um ein Haar wieder zusammengeklappt. Er fing sie auf und hielt sie fest, ohne auf ihren wütenden Protest zu achten.

Stattdessen hielt er ihr kurzerhand den Mund zu und fragte: „Willst du hier weg oder nicht?“

Sie funkelte ihn zornig an.

„Wenn du verschwinden willst, solltest du dich um etwas mehr Freundlichkeit bemühen. Ich besorge dir schnell ein paar Klamotten ...“

Sie pflückte sich seine Hand von den Lippen und knurrte unwirsch: „Das dauert zu lange. Die Wirkung der Infusion setzt in weniger als einer halben Stunde ein; zu dem Zeitpunkt muss ich weg sein. Weit ... weit weg.“

Sie schwankte erneut und Daniyar musterte das blasse Gesicht. Obwohl sie nicht einmal die Hälfte des Betäubungsmittels erwischt hatte, war es in ihrem desolaten Zustand ein Wunder, dass sie überhaupt noch auf den Beinen war. Kurz entschlossen schüttelte er seine Jacke ab und drapierte sie um ihre Schultern – das zweite Mal in dieser Nacht, wie ihm auffiel -, ehe er den Arm um ihre Taille legte. „Wir müssen ungesehen raus. Komm.“

Sie ging schweigend neben ihm her. Als er sich auf dem Flur nach rechts wenden wollte, schüttelte sie jedoch den Kopf und blieb stehen. „Nicht da.“

Gereizt öffnete er den Mund, aber sie schnitt ihm das Wort ab. „Wer arbeitet hier, Sie oder ich?“

Daniyar schloss den Mund wieder und gab zähneknirschend nach.

*Wieso zum Teufel muss eigentlich immer ich die unmöglichen Weiber abbekommen?*